



LARS
MYTTING
ASTRIDS
VERMÄCHTNIS
ROMAN

INSEL



Lars Mytting
Astrids Vermächtnis

Roman

Aus dem Norwegischen
von Hinrich Schmidt-Henkel

Insel Verlag

Die norwegische Originalausgabe erschien 2023 unter dem Titel
Skråpånatta blå tråde bei Gyldendal, Oslo.
Published by agreement with Agentur Literatur Gudrun Hebel, Germany.

Der Verlag dankt NORLA – Norwegian Literature Abroad für
die Förderung der Übersetzung.



Erste Auflage 2024
Deutsche Erstausgabe
© der deutschsprachigen Ausgabe Insel Verlag
Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2024
© Lars Mytting 2023
Alle Rechte vorbehalten.
Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von §44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung: heißmann, heilmann, hamburg
Umschlagfotos: Manfred Schneider, Nußloch/
www.die-heiliggeistkirche-zu-heidelberg.de (Glocke);
Jean-Paul Mission/Getty Images, München (Landschaft)
Satz: Eberl & Koesel Studio, Kempten
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-458-64420-0

www.insel-verlag.de

Alles, was ihr im Leben hinieden säet
werdet ihr im jenseitigen Leben ernten.
Also sage ich:
Gehet hin! Kommet her!

*Inskrift an der Stabkirche von Ringebu
(im 17. Jahrhundert entfernt)*

Nichts verschwindet.

Astrid Hekne

Der Trauring

Sie würde über die Toten hinwegsteigen und zuvor den Fuß des Gekreuzigten berühren müssen. Ins Pfarrbüro einbrechen. Aber erst musste sie durch die Leichenluke kriechen.

Wie bei ihr üblich war das ebenso schnell beschlossen wie wenig durchdacht und zugleich unwiderruflich. Astrid musste die Gunhild sehen. Die Schwesterglocke mit dem Erbsilber der Hekne-Leute in der Schmelzmasse. Sie *musste* einfach! Ihre Mutter hatte nicht das Recht, ihr das zu verweigern, ihr Vater auch nicht, und auch nicht der Pfarrer.

Der Einfall hatte sich abends zuvor gemeldet, war über die Nacht herangewachsen, und als sie heute frühmorgens die Füße auf den kalten Boden stellte, war es beschlossene Sache: Jetzt musste es geschehen, jetzt gleich am Sonntag. Während des Gottesdienstes, wenn niemand herum-schnüffelte. Pfarrer Schweigaard und Kirchendiener Røhme würden ja in der Kirche sein, und auch wenn nicht so viele Leute des Dorfes den Gottesdienst besuchten, zeigte sich kaum jemand währenddessen im Freien, denn dann würde das Geschwätz losgehen, auch wenn die Schwätzer selbst notwendigerweise zur selben Zeit auch nicht in der Kirche waren.

Sie ritzte mit ihrem Fingernagel in den Reif auf dem Fensterglas. Blickte auf den Hof hinaus, der Hekne hieß, ebenso wie sie. Astrid Hekne. Es hatte seit Tagen geschneit,

mit nur kurzen Unterbrechungen, die wie Pausen waren zwischen den Strophen in einem ewig währenden Gesang. Die einzigen Farben dort draußen waren Weiß und Braunschwarz. Alte Blockhütten, Schnee bis an die Fenster, keine Geräusche als das Muhen der Kühe und die Schaufel des Hofknechts, des Isum-Kraftprotzes, beim Schneeschippen. Astrid roch den Geruch der Stallkatze, der Hofeigner stapfte durch den Schnee auf den Stall zu, ansonsten stand Butangen still.

Irgendwo in ihrem Bauch saß dieser Einfall. So stark, dass das Leben unerträglich wäre, sollte sie die Glocke nicht sehen können. Vielleicht war er auch befördert durch die Erzählungen von Anton und Ingeborg, die für sie wie Großeltern gewesen waren. Die beiden Alten hatten ihr die Ereignisse in Butangen aus den Jahren 1880 und 1881 geschildert, einer Zeit, die der *Silberwinter* genannt wurde und die damit endete, dass die alte Kirche abgebaut und fortgeschafft wurde und die eine der beiden Schwesterglocken jetzt in dem sonnenverbrannten geheimnisvollen Glockenstuhl unterhalb der Kirche hing.

Die Geschichten um die Schwesterglocken und den Hekne-Teppich hatten Astrid schon von klein auf sehr beeindruckt. Sie verstärken eine Unruhe, die sie in sich verspürte, seit sie gehen konnte. Eine wilde Ungeduld, wegen derer sie sich nie beherrschen konnte, die Finger von Mückenstichen zu lassen, und die sie dazu brachte, mit Kätzchen zu spielen, als wäre sie selbst eine Katze, und so durchwanderte sie ihre Kindheit mit aufgekratzten Armen und verschrämten Knien.

Hier und dort meinte sie Spuren der Schwestern zu erkennen. In einem Nebengebäude befand sich ein alter Standwebstuhl, aber die Gewichte waren fort, wahrschein-

lich verwendet, um Fischnetze zu beschweren. Als sie im Küchengarten Unkraut rupfte, traf sie auf ein paar Gewächse, die wahrscheinlich von den Schwestern zum Färben von Garn benutzt worden waren.

Auch die Klappe am Ende des Flures im Erdgeschoss war eine Erinnerung an die Schwestern.

Die Leichenluke. Breit genug für zwei.

Ihr Haus war in einer Zeit gebaut, da Verstorbene nicht zur Haustür hinausgetragen wurden, denn dann würden die Toten das Haus erkennen und es als Wiedergänger heimsuchen. Darum schaffte man die Särge auf der Schattenseite des Hauses hinaus, wo niemand arbeitete und die Brennnesseln ungehindert wucherten, so dass die Seele nicht zurückfand und gen Himmel fuhr. Vielleicht hätte der Glauben noch heute gelten sollen, Astrid konnte nicht vergessen, was Ingeborg gesagt hatte: Noch nie hatte jemand die Vorstellung widerlegt, dass, mochte ein Mensch auch tot sein, sein Willen weiterlebte.

Die alte Ingeborg hatte entsetzt reagiert, als Astrid und ihre kleine Schwester Esther in wildem Spiel eines Winters auf die Idee gekommen waren, die Leichenluke zu öffnen, und der Schnee durch die Öffnung ins Haus brach. Und noch entsetzter, als beider Bruder Tarald mit dem Spaten einen Tunnel in den Schnee grub und Esther weismachte, er führe ins Totenreich.

Bis heute gruben sie Tunnel in den Schnee und liebten es, darin zu spielen. Niemand konnte sich im Dunkeln so gut orientieren wie Esther, denn für jene, die selbst im Dunkeln leben, ist es unsichtbar. Ihre Schneetunnel stürzten nie ein. Esther hielt immer rechtzeitig inne, sie nahm eine leichte Verschiebung in der Kälte war und erkannte daran, wie nahe sie der Oberfläche war.

Mittlerweile waren sie gestorben, Anton und Ingeborg, die beiden Häusler, die Astrids Vater auf Halvfarelia großgezogen hatten. Weder Astrids Geschwister noch ihre Eltern hatten sich besonders für die Geschichten der beiden Alten aus der Sagenzeit von Butangen interessiert. Nur Astrid bekam nie genug davon, und jetzt war sie die Einzige, die sie richtig erzählen konnte. Sie spürte, dass die Verantwortung dafür einzig und allein bei ihr lag.

Manchmal besuchte sie das Grab ihrer leiblichen Großmutter und blickte auf ihren eigenen Namen. Nur einundzwanzig Jahre alt war sie geworden, die letzte Astrid. Im Kindbett gestorben, nachdem sie zwei Söhne geboren und einen davon in ein fremdes Land weggegeben hatte. Immer grübelte Astrid über jene Entscheidung ihrer Großmutter nach. Wenn sie nur hätte hier sein und es ihr erklären können! Auf dem Dachboden hatte sie eine Reisetruhe mit den Kleidern ihrer Großmutter gefunden, dazu ein paar Briefe und die Skizzenbücher von Gerhard Schöner, dem deutschen Architekturstudenten, ihrem Großvater. So lebendig hatte Ingeborg die Geschichte von den beiden erzählt, dass die kleine Astrid meinte, sie würde bereits wissen, was darin stand, bevor sie die Briefe las.

Bald würde sie siebzehn Jahre alt. Schon längst galt sie als erwachsen, seit der Konfirmation, wie seinerzeit üblich. Gleichwohl bekam sie auf ihre Fragen nach den Kirchenglocken nichts als halblautes Gemurmel zu hören. Ihre Eltern hatten viel zu tun, immer hatten sie viel zu tun, an den Wochenenden saßen sie über den Papieren, die Mutter mit der Buchhaltung der Käserei, der Vater mit den Plänen für einen neuen Fahrweg hinauf zu den Almen.

Pläne und Zahlen. Vollkommen uninteressant, verglichen mit der Gunhild, die von einer Zeit zeugte, in der

Kristine und Jehans keine überarbeiteten Leute waren, die zu spät zum Abendessen kamen, sondern Titanen im Kampf. Und Kai Schweigaard war nicht der runzelige Greis, der Astrid konfirmierte, sondern ein Götterbote.

Nun hatte die Gunhild aber ganz besondere Schutzgeister. Sie wurde von den Toten im Glockenstuhl bewacht, in dem viereckigen Holztürmchen unterhalb der Kirche, dessen Inhalt und Zweck von außen nicht zu erkennen war. Dort drinnen warteten gefrorene Leichen in Särgen, dem Vernehmen nach in die Höhe gestapelt, denn immer noch musste das Dorf an dem Brauch festhalten, die Toten des Winters erst im Frühjahr zu begraben, wenn der Frost aus dem Boden gewichen war. Immerhin wurden sie nicht mehr auf den Höfen aufbewahrt, sondern dort unten in dem geweihten Gebäude gesammelt, eine stumme Kirchenglocke als Wache über sich.

Ebenso vertrackt war es, an den Schlüssel für den Glockenstuhl zu kommen. Er befand sich in Schweigaards Pfarrbüro, baumelte aber nicht an einem Haken beim Lichtschalter. Nein, er steckte auf dem großen Zeh Christi höchstpersönlich. Der Gekreuzigte war eine Holzskulptur, aber so lebensecht, dass die kleine Astrid ihr Leben lang vor Furcht gezittert hatte. Mit geneigtem Kopf, aber wachen Blicks hing der Erlöser am Kreuz. Blut rann aus einer Stichwunde über sein Bein bis hinab zum großen Zeh, an dem der Schlüssel hing, und so täuschend echt war die Malerei, dass Astrid befürchtete, eine blutige Hand zu bekommen, wenn sie ihn berührte.

Um Viertel vor elf Uhr kroch Astrid durch die Leichenluke. Sie umrundete das Haus dicht an die Fundamentmauern gedrückt, damit Tarald sie nicht aus dem ersten Stock se-

hen konnte. Ringsum weithin nichts als der glänzende Winter. Der Schnee wölbte sich über den Eiszapfen an den Dächern der Blockhäuser. Den Zaunbrettern um die Beete herum saß er als weiße Kappen schräg auf dem Kopf. Von etwas weiter unten hörte Astrid die Kirchenglocken. Glocken, die so dürrtig klangen, verglichen mit der Gunhild, aber die läutete Herrn Røhme nur an hohen Festtagen.

Astrid eilte Richtung Dorf hinab. Hekne war nicht allzu weit vom Pfarrhof entfernt, der war aber dennoch nicht zu sehen, denn Butangen lag in sehr steilem Gelände, in sich dazu so hügelig, dass jeder Hof doch irgendwie isoliert lag, den Launen des Flüsschens Breia preisgegeben, das diese Landschaft geformt hatte. Eigentlich verfügte das Dorf nur über eine einzige richtige Kreuzung, und der näherte Astrid sich jetzt. Kurz darüber lagen Käserei und Laden ihrer Mutter, noch etwas weiter oben das Schulgebäude.

Astrid verschwand im Niederwald. Dort bog sie ab und watete durch den Schnee zu einem großen Steinhauften mit Aussicht zurück zum Fahrweg. Die Kirchgänger begaben sich bergabwärts. Die Großbauern mit Pferd und Schlitten, die kleinen Leute zu Fuß.

Auch das Dorf selbst war von hier aus zu sehen, die Kirche und die Beete beim Pfarrhof. Überall führten Ski-spuren zum Lösnesvatn hinunter, das langgezogen noch etwas weiter bergab lag und gewissermaßen den Boden des Dorfes bildete. Der von Schnee geräumte Fahrweg nach Fåvang führte in einer Kurve um das Nordende des Sees, aber zur Winterszeit verlief eine Loipe quer über das Eis, und so war auf große Entfernung zu sehen, wer da kam oder ging.

Astrid hockte auf ihrem Ausguck und ließ die Kirche nicht aus den Augen. Da, endlich, eilte der Herr Pfarrer

vom Pfarrhof hinüber. Eine schwarze, etwas gebeugte Gestalt im Schnee. Alt, aber von hier aus gesehen alterslos.

Sie sprach ihn mal mit *Herr Pfarrer*, mal mit *Kai* an. So oft war er oben auf Hekne, dass Esther ihn *Opa* nannte, aber irgendetwas in Astrid wehrte sich gegen dieses Wort.

Das letzte Läuten verhalte, niemand mehr würde kommen. Nie lag das Dorf stiller und leerer als jetzt, allsonntäglich zur selben Stunde.

Doch, ein Nachzügler mit gelbgrüner Mütze rutschte den Weg bergab.

Höchstwahrscheinlich der Isum-Kraftprotz. Der Hofknecht war so mächtig von Gestalt und sein Hunger so groß, dass sie ihm auf einer alten Servierplatte zu essen gaben. Am Vorabend war er wohl betrunken gewesen, denn Astrid war im Dunkeln aufgewacht, weil Pelle bellte, doch dann beruhigte der Hofhund sich rasch wieder, als er bemerkte, wer da kam.

Jeden Samstag dasselbe. Der Knecht trank und tanzte und gebärdete sich wild, dann wankte er heimwärts zum Altenteil des Hekne-Hofes, wo er all die Jahre schon in einem Zimmerchen wohnte, mit einer Waschschüssel und an der Wand einem Haken für ein paar altmodische Kleider. Auf einem Regalbrett waren seine seltsamen, bunten Mützen versammelt. Jeden Sonntag bereute er den Samstagabend, weil er nicht mehr wusste, was er gesagt oder getan hatte. Einmal hatten sie ihm so viel Bier eingeflößt, dass er mit seinen Bärenkräften einen ganzen gusseisernen Ofen aus dem Versammlungslokal des Dorfes ins Freie getragen hatte. Waren die Sorgen, was er im Rausch angestellt hatte, allzu groß, pflegte er am nächsten Morgen zur Kirche zu gehen, und so war es wohl auch heute. Da schwankte er bergab, knöpfte sich dabei seine gute Ja-

cke zu, dieser Mann, zwei Meter lang und der freundlichste Mensch, den Astrid kannte. Sie hoffte, dass er in der Kirche nicht zu singen anfing, denn wenn der Hofknecht gesoffen hatte, reichte sein übler Atem etliche Reihen weit.

Jetzt war er bei der Kirche angelangt, auf so glatten Schuhen, dass er fast die Eingangstreppe hinauffiel.

Astrid lief zum Pfarrhof hinüber. Jetzt tat es ihr leid, dass sie ihre Freundin Mari Slåen nicht in ihre Pläne eingeweiht hatte, die hätte für sie Wache stehen können. Aber in der letzten Zeit hatte sich Mari von ihr weg entwickelt, war etwas oberflächlich geworden.

So ging es wohl denen, die keine Kirchenglocken in ihrem Leben hatten.

Auch hier bewegte Astrid sich wieder dicht an der Wand entlang, so dass Frau Røhme sie nicht vom Fenster aus sehen konnte. Sie öffnete die Haustür, schlich in den Eingangsflur. An den Kleiderhaken fehlte Kais Übermantel. Sein sommers benutzter Filzhut hing dort. Das Haus roch nach Sonntagsbraten und frisch geschrubbten Böden.

Astrid stahl sich die Treppe hinauf. Die Tür zum Pfarrbüro war unverschlossen, wie immer.

So sah das also aus. Sein Büro ohne ihn. Braunschwarz und leer. Geruch von Papier und Tabak. Ein gusseiserner Ofen, ein halbvoller Korb mit Brennholz. Ein paar Schränke, ein unordentlicher großer Tisch voller Papiere, ein Schreibtisch mit abgegriffener Lackierung. Der Holzboden überall zerschrammt. Ebenso abgewetzt der Schaukelstuhl mit einem braunledernen Sitzkissen. Welliges Glas in den Fenstern, durch eines davon hatte man Blick auf die Kirche und das Løsnesvatn. Eigentlich ein freundlicher Raum, mit ein paar Stühlen für Besucher. Das einzige Geräusch war das Pendel der Standuhr.

Astrid zwang sich, den Erlöser anzublicken. Die Dornenkrone, die Wunde. Das gequälte und dennoch aufmerksame Gesicht. Der große, verzierte schmiedeeiserne Schlüssel am großen Zeh der Figur. Sie holte einen kleinen Hocker, und als sie ihn bestieg, kam sie allzu nahe an Jesu Gesicht heran.

»Ich muss«, flüsterte sie.

Schnell die Treppe wieder hinunter, den Schlüssel in der Hand. Zu Licht und Schnee und frischer Luft. Schwitzend bahnte sie sich durch den Schnee einen Weg entlang der Außenseite der Friedhofsmauer, wo sie für niemanden zu sehen war. Aus der Kirche ertönte Liedgesang. Endlich stand Astrid vor der Steintreppe zum Glockenstuhl, der Schlüssel fand wie von selbst seinen Weg ins Schloss, und ehe sie sich versah, stand sie drinnen in der Dunkelheit.

Bis jetzt war sie gespannt gewesen. Hatte gedacht, wenn sie einmal hier drinnen sei, wäre sie in Sicherheit.

Aber sicher war sie nur vor der Welt da draußen.

Ihr schwante, dass sie hier nicht ganz allein war. Und willkommen ebenso wenig.

Rötliches Licht schimmerte durch kleine Bleiglasfenster weit dort oben. Je mehr ihre Augen sich an die Dunkelheit gewöhnten, desto deutlicher traten lange, rechteckige Gegenstände ringsum hervor.

Die Säрге.

Sechs Tote. Sechs Säрге. Unheimlich waren sie, ein Anblick, den man am liebsten vermied. An der Längsseite eines jeden standen die Namen der Verstorbenen mit Kreide angeschrieben.

Jørgine Aasen, die Frau des Bauern unten von Gardbøgen. Und der Junge von Moa, keine zwölf Jahre alt geworden.

Jetzt waren sie hier, umgeben von einem abgestandenen, fauligen Hauch.

Sie gruselte sich und wollte schnell wieder raus.

Doch nein, nicht du, Astrid Hekne.

Vor der Treppe, die zur Glocke hinaufführte, standen zwei Säрге übereinander. Wie eine Sperre. Sie fasste auf den Deckel des oberen und trat mit dem Fuß in einen Tragegriff. Stemmte sich hoch, griff nach. Ihr wurde kalt bei dem Gedanken, dass sie sich direkt über einer Leiche befand, nur ein knapper Zoll Holz zwischen ihnen, und hastig wälzte sie sich auf den Sarg hinauf. Auf den Treppenstufen lag dick Staub, offenbar war seit vielen Jahren niemand mehr zu der Glocke hinaufgegangen.

Die Treppe endete an einer schmalen Öffnung. Winterlicht schimmerte durch die mit Lamellen ausgestatteten Fenster, die den Glockenklang in alle Himmelsrichtungen leiten sollten.

Im Halbdunkel schwebte ein graubraunes Geschöpf.

Die Gunhild.

Sehr viel größer, als Astrid gedacht hätte. So ernst, so unnahbar.

Astrid trat einen Schritt auf sie zu.

Was hier herrschte, war keine Stille, es war Schweigen. Und eine Art abwartende Aufmerksamkeit. Sie war geschaffen, um zu warnen, die Gunhild.

Wo die Wände undicht waren, war trockener Schnee hereingeweht und hatte sich am Boden zu Pyramiden gesammelt. Dort lagen auch einige Seilrollen, eine kurzgliedrige Kette und ein Flaschenzug. Wahrscheinlich hatten ihr Onkel und ihr Vater mit diesem Werkzeug die Glocke einst aus dem Løsnesvatn geborgen und hierhergebracht.

Wundersam war diese Glocke. Schön und wachsam

wie die Rentiere im Gebirge. So vollkommen in ihrer Form. Grünspanig und dunkel, ohne anderen Schmuck als ein Spruchband, das um sie herum lief.

Der Klöppel hing in der dunklen Wölbung, bereit, es bis ganz nach oben zu melden, wenn hier unten im kleinen Butangen etwas geschah.

Jetzt wagte Astrid sich ganz nah an die Glocke heran. Umwanderte sie, um die Inschrift zu lesen.

Zum Liebe vollen Gedencken an Gunhild und yre Moder Astrid.

Neben ihr an dem Balken, wo sie hing, war noch ein Platz frei. Dort müsste ihre Glockenschwester hängen, die Halfrid, wenn sie nicht nach Dresden verschwunden wäre.

Anton hatte gesagt, nur *Folgebrüder* – die ohne eine Schwester zwischeneinander zur Welt gekommen waren – könnten die Glocken wieder zusammenführen. Astrid hatte gefragt, warum, und Ingeborg hatte geantwortet, es brauche Brüder, um Schwestern zueinanderzubringen. So lautete die Regel.

Mittlerweile hatte Astrid sich etwas beruhigt. Sie schaute sich um. Alles hier drin war so grob. Verrostete Haken, verschlissene Glockenseile, matte Bronze.

Ein Windstoß wirbelte eine der kleinen Schneepyramiden auf, das zog ihren Blick an. Da lag etwas Glänzendes auf einem Querbalken, von Staub und verwehtem Schnee fast bedeckt.

Astrid ging hin und blies den Staub weg.

Ein Ring. Er musste aus Gold sein. Breit und schwer, er war dazu gedacht, gesehen zu werden. Glänzend. Ohne jeden Kratzer, als ob er heute geformt worden wäre.

Sie hob ihn in einen Lichtstreifen, da sah sie Buchstaben auf der Innenseite.

1881. *Ewig dein. Kai*

War er verheiratet gewesen? Nein, der Ring wirkte unbenutzt. War der Pfarrer hier oben gewesen? Hatte er den Ring hier hinterlegt?

Versuchsweise hielt sie ihn sich an den linken Ringfinger. Ließ ihn über den Nagel gleiten, über den Knöchel.

Und da begann die Glocke zu klingen. Erst nur ein Summen, dann nahm es an Kraft zu. Der Klang strömte über den Boden, ergoss sich in den Turm, schwappte von den Wänden zurück, er ergriff ihren Körper und zwang sie, im selben Takt mitzubeben.

Astrid stürzte die Treppe hinunter, rollte sich über die Särge. Nur weg hier, weg, weg! Das war der Willen der Toten! Er brachte die Glocke zum Läuten! Sie eilte zur Tür, die Ohren von dem Klang erfüllt. Draußen hielt sie inne, vom Winterlicht geblendet – und erschrak gleich noch einmal.

Der Gottesdienst war bereits vorbei. Die Leute kamen aus der Kirche. Schweigaard stand auf der Treppe und reichte ihnen die Hand.

Astrid schlüpfte zurück in den Glockenstuhl und versuchte sich zu besinnen. Das war doch nicht möglich? Kurz nach Beginn des Gottesdienstes war sie hergekommen, das konnte doch erst knapp zehn Minuten her sein? Jetzt hörte sie: Was da läutete, waren die Glocken der neuen Kirche. Nicht die Gunhild. Die reinste Einbildung. Aber wenn sie jetzt vor die Tür trat, war sie den Blicken aller preisgegeben. Unmöglich, rechtzeitig ungesehen in den Pfarrhof zu kommen, um den Schlüssel wieder an Ort und Stelle zu bringen.

Astrid setzte sich auf den Boden. Nichts zu machen. Sie musste hier warten, in Gesellschaft der Toten, die alle Zeit

der Welt hatten. Sie drehte den Ring an ihrem Finger. Der war jedenfalls wirklich.

Sein Mantel hing wieder im Flur am Haken. Schmelzender Schnee umgab seine dort abgestellten Schuhe.

Mit leisen Schritten ging sie hinauf, atmete tief ein und klopfte an.

»Ich bin's. Die Astrid.«

Es dauerte kurz.

»Wart noch. Der Herr Pfarrer muss sich umziehen.«

Rascheln. Sie wusste, das war schwarzer Baumwollstoff. Langsame Schritte. Räuspern.

»Herein!«

Astrid legte die Hand auf die Klinke. Der Ring! Um Himmels willen. Sie riss ihn herunter und versteckte ihn in ihrem gestrickten Fäustling.

In einem knittrigen Flanellhemd mit aufgekrempelten Ärmeln stand er vor dem gusseisernen Ofen, in der Hand eine Schachtel Streichhölzer.

Astrid konnte den Blick nicht vom Boden lösen, bis sie vor dem Schreibtisch stand. Auf den legte sie den Schlüssel und sagte: »Entschuldigung, Herr Pfarrer. Es war nur so, dass ich ... Ich hab irgendwie gemusst.«

Karl Schweigaard gab ein »hm« von sich. Er hockte sich vor den Ofen, richtete das Anzündholz und setzte es mit einem Stück zusammengeknülltem Zeitungspapier in Brand. Dann ging er durchs Zimmer, stellte sich vor den Gekreuzigten und sagte: »Wir hätten da eine junge Frau, die einen Schlüssel zurückbringen möchte. Du hast sie wohl vorhin gesehen. Wenn du aufgepasst hast. Und das tust du ja immer.«

Mit tief dunkelrotem Gesicht erklomm Astrid den

Hocker. Doch dann wurde ihr auf einmal friedlich zumute. Trost lag im Blick beider Männer.

Schweigaard stellte zwei niedrige Stühlchen vor den Ofen und sagte, sie solle ins Warme kommen. Dort saßen sie dann und schwiegen eine Weile.

Kai Schweigaard räusperte sich.

»Wahrscheinlich ist es jetzt tatsächlich an der Zeit«, sagte er schließlich. Er ging durch eine schmale Hintertür hinaus, die er offen stehen ließ, dann kam er mit einer uralten Holztruhe zurück:

»Dies ist wahrscheinlich das kostbarste Erbe der Hekne-Familie, nur weiß Jehans nicht, dass ich es verwahre.«

Dann nickte er zum Tisch: »Hilf mir bitte, die Papiere und Zeitungen beiseitezuräumen. Ja, leg einfach alles auf den Boden. Das heißt, nein, versuche es ordentlich übereinander zu legen.«

Der Tisch war groß, Astrid wunderte sich, dass seine gesamte Fläche gebraucht wurde. Schweigaard stellte die Truhe auf dem Boden ab und trat einen Schritt zurück.

Die Truhe würde in jedem Zimmer auffallen. So verwittert, dass sie an die alten, zerfallenden Ruderboote am Ufer des Lösnesvatns erinnerte. Die Beschläge dick verrostet. Mitten auf dem Deckel war ein großes geschnitztes H gerade noch erkennbar. Diesen Deckel öffnete Kai Schweigaard jetzt mit einem Knarren.

Als Erstes nahm er ein verschlissenes, plattes Kopfkissen aus grob kariertem Stoff heraus, drehte es um und hielt es vors Fenster. Eine Märchenlandschaft mit Tierfiguren aus glänzendem Garn. Ein zweites Kissen ähnelte dem ersten, aber das Muster auf der Vorderseite war nicht gar so abgeschabt.

»Das waren die Kopfkissen von den Hekne-Schwestern«, sagte er.

Astrid studierte die Tierfiguren genauer. Ein Stier mit einem Horn, das an das Hofzeichen von Hekne erinnerte. Zwei Rentiere zu den Seiten eines toten Artgenossen. Ein blassgelber Vogel, in der Luft schwebend. Ein anderer Vogel trug in den Fängen einen Stier.

»Das hier muss ihr Schneidwerkzeug gewesen sein.« Kai Schweigaard hielt eine Messerklinge in der Hand. Die Schneide blank und offenbar scharf, alles andere von dickem Rost überzogen.

»Aber das hier«, er wandte sich wieder der Truhe selber zu, »das hier ist das eigentliche Rätsel.«

Behutsam hob er eine dunkle, weiche Rolle hoch. Ein Webstück, das, als er es ausbreitete, größer war als die Tischplatte, größer aber auch als jede Vorstellungskraft. So fein gewebt, dass es einer mit feinsten Nadeln ausgeführten Stickarbeit glich. Unendlich viele Arbeitsstunden mussten darin stecken. Stellenweise war das Garn blank wie Silberfäden, ansonsten unendlich vielfältig gefärbt. Astrids Blick wurde von dem großen rotorangen Kreis in der Mitte angezogen. In ihm flogen feuerspuckende Geschöpfe über einem Flammenmeer dahin. Um den Kranz herum eine Vielzahl Figuren und Geschöpfe. Menschliche Gestalten, die unbegreiflichen Tätigkeiten nachgingen, schwarze Kühe und weiße Schafe. Das christliche Kreuz. Alles so schwer zu verstehen, dass Astrid immer nur einen kleinen Teil aufs Mal ins Auge fassen konnte.

Sie bemerkte, dass sie lange die Luft angehalten hatte.

»Ist das ... ist das ... er?«, fragte sie.

Schweigaard nickte.

»Also der Hekne-Teppich?«

Er nickte.

Lange war in dem Zimmer kein Laut zu vernehmen.

Wieder studierte Astrid den Feuerkreis. Kai Schweigaard verstand wohl, welche Deutung sich ihr aufdrängte. »Ich denke, er zeigt die Nacht, den Brand, den Sonnenaufgang, alles auf einmal. Also die *Skråpånatta*.«

Astrid war sich auf einmal sicher, dass ihr Leben an einem Wendepunkt stand. Hier und jetzt. Am 18. Februar 1936.

»Sie – also Ingeborg«, sagte sie, »hat erzählt, er wäre seit hundert Jahren verschwunden.«

»Ja«, sagte Kai, »er musste vor einem unklugen Pfarrer in Sicherheit gebracht werden. Die Leute aus unserem Dorf haben ihn in einem alten Messgewand versteckt. 1914 habe ich ihn wiedergefunden.«

»Und niemandem davon erzählt?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

Er öffnete die Arme. »Es gab wohl keinen ... der dessen würdig gewesen wäre. Obwohl, das zu sagen, ist nicht recht. Dein Vater war würdig. Aber vielleicht habe ich ihn immer eher als einen Teil der Geschichte gesehen. Die Kissen hatte ich schon 1903 entdeckt. Ursprünglich lagen sie in einer Truhe unter dem Kirchboden. Und dann ... Dann habe ich einen Fehler begangen. Über zwanzig Jahre lagen sie in einem Grab.«

Astrid stützte sich auf den Rand des Tisches. Der Webteppich musste über zwei Meter breit sein. Laut Ingeborgs Erzählung hatten die Schwestern fünfzehn Jahre lang daran gearbeitet. Mittlerweile machte sich sein Alter geltend. Die Ränder waren ausgefranst. Stellenweise war das Muster bis zur Unkenntlichkeit abgenutzt. Eine Ecke hing in Fetzen.

»Ich habe ihn all die Jahre lang studiert, ohne ihn je ganz zu verstehen«, sagte Kai. »Und genauso lange habe ich mich gefragt, was mit den Hekne-Schwestern geschehen ist.«

Er deutete auf eine Abbildung von zwei Mädchen, dicht beieinander, von einem Oval umgeben. »Ich glaube, das sind sie.«

Astrid betrachtete die beiden Gesichter. Eine Art Schattenspiel war hineingewebt, die eine sah ihr direkt in die Augen, die andere beiseite. Als sie den Standort ein wenig wechselte, schaute die andere sie an. Als wäre je eine für eine Richtung zuständig.

»Seltsame Vorkleider ham die«, meinte Astrid. »So weit und rund geschnitten. Verglichen mit ihr hier zum Beispiel.« Sie deutete auf das Gewand einer von Bewaffneten umringten Gestalt.

»Ich glaube nicht, dass das eine Frau ist«, sagte Kai. »Es könnte ein Schotte mit gegürtetem Rock sein, vielleicht ein Soldat aus der Schlacht bei Kringen im Jahre 1612. Es heißt, eines der Mädchen sei in einen jungen Schotten verliebt gewesen.«

»Aber ... die Ingeborg hat gesagt, der Hekne-Teppich zeigt, was noch passieren *wird*. Nicht, was schon passiert war, als sie ihn gewebt haben.«

»Ich glaube, beides trifft zu. Das hat mir zur Zeit der Spanischen Grippe geholfen«, sagte Schweigaard und deutete auf ein Skelett. Es saß auf einem Wagen ohne Zugtier, der sich dennoch voranbewegte.

Astrid schaute wieder auf die beiden Mädchen. Ihre Vorkleider waren glockenförmig, einfarbig graubraun. »Das werden doch keine Kirchenglocken sein? Zwei Kirchenglocken mit Menschenköpfen drauf?«

Kai Schweigaard runzelte die Stirn.

Vor dem Fenster draußen war die Sonne schwächer geworden. Das grauende Licht, das durch das Glas fiel, veränderte die Farbtöne der Weberei. Jetzt meinte Astrid, in dem Oval um die Mädchen herum zwei Augen zu sehen. »Ist das ein Gesicht?«, fragte sie. »Und das Garn – sind das Haare?«

Schweigaard wiegte den Kopf.

»Du hast bessere Augen als ich. Es heißt, etwas vom Haar der Mutter beider Schwestern wäre im Glockenseil verarbeitet, aber mehr weiß ich nicht.«

Astrid trat einen Schritt zurück. »Ich werde nicht daraus klug.«

»Du hast ja noch ein ganzes Leben vor dir«, sagte Kai Schweigaard.

»Was meinst du damit?«

»Immer öfter frage ich mich, was ich mit dem Teppich anfangen soll. Ich werde nicht ewig leben, auch wenn ich im Konfirmationsunterricht gehört habe, wie ihr sagtet, ich wäre dreihundert Jahre alt. Nein, du brauchst nicht rot zu werden. Ich hab das als Kompliment genommen. Und der Teppich – dass du ihn übernimmst, Astrid, wäre das einzig Richtige. Dein Vater und dein Onkel, der Victor – sie können beide nicht über den Tellerrand schauen. Ich fürchte, sie würden all das hier einfach als ... als Gegenstände sehen. Du hingegen, du kannst den Willen eines Gegenstands spüren. Wie auch schon deine Großmutter.«

»Nicht jetzt«, sagte sie, »jetzt kann ich den nicht nehmen. Nicht heute, nicht ... Noch nicht.«

»Der Teppich gehört dir, wenn die Zeit gekommen ist«, sagte Kai Schweigaard.

Die Standuhr schlug.

Astrid wollte in der einen Ecke des Webteppichs etwas zurechtzupfen, wo lose Fäden hingen, aber Kai legte seine Hand auf ihre: »Lass es so. Lass sein.«

Schweigaard rollte den Teppich wieder zusammen, aber schneller, etwas zu schnell vielleicht, denn einige Fäden lösten sich. Er wirkte zutiefst bestürzt und sagte: »Er wird langsam morsch.«

»Ja, er ist ja alt. Mir müssen vorsichtiger sein.«

»Nein, so meine ich das nicht. Es heißt, manche von den Hekne-Arbeiten fallen auseinander, wenn sie ihr Werk getan haben.«

»Ihr Werk getan? Was soll das heißen?«

»Dass das Ende nahe ist. Dass das Ende vielleicht schon begonnen hat.«

Jetzt verwirrte sich alles in Astrid. So etwas wollte sie nicht hören, nichts von wegen, dass ein Ende nahe sei. Es war, als ob dieser Teppich die Unterschiede zwischen der alten Zeit und der neuen leugnen wollte. Ihr Blick fiel auf einen grünschwarzen Tintenfleck auf Kais Schreibtisch. Sie deutete darauf und hörte sich selbst sagen:

»Da bist du sicher wütend gewesen, Kai.«

Eine Straße zu den Almen

Kai Schweigaards Ofen erlosch.

Nachdem Astrid gegangen war, saß er lange da. Schwindel hatte ihn erfasst. Aus seinen Gedanken fand er erst heraus, als es im Zimmer kalt wurde.

Ein Gedanke aber blieb. Astrid Hekne, wieder einmal Astrid.

Zweiundzwanzig Jahre lang war er mit dem Geheimnis um den Hekne-Teppich allein gewesen. In diesen Jahren hatte das Alter ihn immer mehr gebeugt, während sich das Webstück immer lauter bemerkbar machte. Es lockte und bettelte, sorgte dafür, dass er es mitten in der Nacht aus der Truhe holte, es sagte: *Dieses Mal musst du mich verstehen, Kai Schweigaard*. Doch nie wurde er ganz klug daraus. Nie, bis jetzt, dank Astrids Blick.

Kai entrollte den Teppich wieder und untersuchte die Abbildungen mit der Lupe. Ja genau, das mussten Kirchenglocken sein. Viele Frauengestalten waren darauf zu sehen, alle trugen gewöhnliche Kleidung, nur diese beiden steckten in ihren weiten, glockenförmigen Röcken. Und das Oval um sie herum – stimmt. Es brauchte einfach ein bestimmtes Licht, ein klein wenig Offenheit für den Gedanken, schon war es als Frauengesicht erkennbar.

Er stellte sich an die Stelle, wo Astrid gestanden hatte. Verfolgte das Spiel des Tageslichts mit den Fäden. Drehte sich zu seinem Schreibtisch um, wie sie vorhin.

Da bist du sicher wütend gewesen.

Hatte sie das wirklich gesagt, oder war es Einbildung?

Sein Alter, das furchterregende Schreckensgespenst, machte ihm Angst. Hatte auch er begonnen zu verfallen? Alte und neue Zeit zu vermischen? Nur ein einziger Mensch wusste, wie dieser Fleck entstanden war, und diese Frau war seit mehr als fünfzig Jahren tot. Sie hatten sich gestritten, bis er so hart mit der Faust auf den Tisch schlug, dass das Tintenfass überschwappte. Eine andere Tinte hätte sich leicht wieder auswaschen lassen, aber dies war die Tinte für das Kirchenbuch, dokumentenechte Eisengallustinte, die niemals verblasste und in keiner anderen Flüssigkeit löslich war.

Wenn er bloß nicht senil wurde! Der Körper konnte in Würde altern. Aber nicht das Gehirn.

Er war jetzt achtzig Jahre alt und hatte es dem Mangel an Pfarrernachwuchs in den 1920er Jahren zu verdanken, dass er noch weit über das Pensionsalter hinaus im Amt geblieben war. Seinerzeit waren die Pfarrer aufgefordert worden, auf unbestimmte Zeit weiterzumachen. Jetzt während der 30er Jahre gab es wieder zahlreichere Ordinationen, aber die Stellen in abgelegenen Pfarreien wie der in Butangen wurden nicht einmal ausgeschrieben, denn die einzig denkbaren Kandidaten waren sonderbare Missionspfarrer oder Heimkehrer aus Amerika, und der Bischof in Hamar ahnte wohl, dass ihm das eigentlich mehr Probleme bescheren würde, als wenn er Schweigaard weiter in Butangen amtieren ließ.

Kai Schweigaard graute es bei dem Gedanken, er könnte während der Predigt den Faden verlieren oder sich versprechen. Sein Alter erkennen lassen. Den Zugriff auf die Worte verlieren. Die Festigkeit der Stimme. Dann würde er aus dem Pfarrhof ausziehen und sich irgendwo neu einrichten müssen. Wahrscheinlich würden Jehans und Kristine ihn auf Hekne aufnehmen, vielleicht im Zimmer neben dem Hofknecht. Und dort würde er dann in einem immer enger werdenden Labyrinth von schrumpfendem Verstand herumirren müssen.

Nein, bloß nicht.

Bloß nicht.

An der Ecke, wo sein eigener Todeskampf dargestellt war, schlug er behutsam ein paar lose Fäden um. Die uralte Prophezeiung, wie der letzte Pfarrer in Butangen sterben würde. Auf grausame Weise, aber sie zeigte auch, dass er bis dahin gesund bleiben würde.

So viele Jahre lang hatte er sich gefragt, was der Teppich insgesamt zeigte. Irgendwann war er zu der Meinung gelangt, dass er eben in dem Moment, in dem er das verstand, sterben würde.

Sein ganzes Leben lang hatte ihn dieselbe Frage immer wieder bewegt: Was hatten die Hekne-Schwester sagen wollen? Über was für Fähigkeiten verfügten sie? Und gleich danach kam eine weitere große Frage: Wann genau waren sie gestorben, und wo begraben?

Ihr Sarg war nicht unter dem Kirchenboden verborgen, wie die Dorflegende behauptete. Stattdessen hatte er dort die Reisetruhe mit den Kopfkissen gefunden. Jahrzehntlang hatte er Informationen über die Hekne-Schwester gesammelt, doch war seit Februar 1921 nichts Neues mehr aufzutreiben. Seinerzeit hatte der Pfarrer von Fron ein neues Büro bezogen und bei der Gelegenheit Abschriften von uralten Zeugenaussagen entdeckt. Eine davon deutete darauf hin, dass die Hekne-Schwester wegen Hexerei angeklagt worden waren, jemand behauptete, sie hätten mit Verwünschungen gearbeitet und Teufelswerk getrieben. Dieser Zeuge gab an, während des Webens hätten sie immer wieder dieselbe Zauberformel gesprochen und auf diese Weise die Macht des Teufels in ihre Webstücke eingearbeitet:

Onne Erd!

Onne Kreuz!

Onne Gott!

Was sollte das bedeuten? Sein ganzes Leben lang hatte er die Schwester für gute Christinnen gehalten. Ganz gleich auch, ob die Anklage begründet war oder nicht – falls man sie schuldig gesprochen hatte, Hexenkräfte zu besitzen, waren sie auf dem Scheiterhaufen gestorben.

Ein ziemlich anderes Ende als jenes, das er bislang angenommen hatte.

Der Einzige, der hier für Aufklärung sorgen könnte, war Sigvard Krafft, der Pfarrer des Dorfes zu Lebzeiten der Schwestern. In zahllosen Archiven hatte Kai zahllose schimmelige Pappkartons durchsucht, und waren die Dokumente nicht von Ungeziefer zerfressen, so hatten sie einen Wasserschaden. Unmöglich, irgendetwas von diesem Krafft aufzutreiben. Auch sein Kirchenbuch war verschwunden.

Kai setzte sich hinter den Schreibtisch und ließ die Finger über die Tasten seiner Schreibmaschine gleiten, eines wundersamen Geräts, hergestellt von der Firma Underwood in den Vereinigten Staaten. Im Jahre 1916 hatte er sich diese Maschine geleistet, nachdem seine Handschrift besorgniserregend zitterig geworden war. Das Gerät war so modern, dass es sogar eine Taste für den norwegischen Buchstaben *å* hatte, dabei war die Diskussion darüber, ob er das ältere dänische *aa* ersetzen sollte, noch nicht einmal ganz abgeschlossen, nach über 60-jähriger Debatte. Auf dieser Maschine hatte er an alle nur denkbaren kirchlichen Archive Anfragen wegen Krafft geschrieben und diese in vielen Fällen durch kostspielige Anrufe mit dem neuen Telefon flankiert.

Er hatte es irgendwann aufgegeben.

Doch dann war jüngst ein Brief gekommen, der eine Art Antwort erforderte.

Ein Brief, frankiert mit einer Marke aus dem Deutschen Reich.

1880, als die Deutschen die alte Stabkirche von Butangen kauften, sie abbauten und nach Dresden verfrachteten, wurde die Korrespondenz in höflichen Floskeln und von

Hand geführt. Dieser Brief hier war mit der Maschine geschrieben, offiziell gestempelt und beinhaltete eine Beschwerde wegen Vertragsbruchs. Absender war ein gewisser Jankuhn, der im Auftrag einer Stiftung mit »Interesse an Stabkirchen« eine erneute Suche nach der Kirchenglocke im Løsnsvatn verlangte.

Folglich wussten die Deutschen nicht, dass die Gunhild schon im Jahre 1918 geborgen und im Glockenstuhl aufgehängt worden war. Wer sollte es ihnen auch erzählt haben?

Der Zungenschlag dieses Briefs beunruhigte Kai. Er war genauso zackig und bedrohlich wie der Adler, den die Behörden da unten jetzt benutzten und der die Flügel noch weiter ausbreitete, seitdem Hitler an die Macht gekommen war. Am Ende des Briefs gab es noch ein PS: »Wir sind auch an weiteren Erkenntnissen über jenen ›magischen‹ Bildteppich interessiert, der einst in der Kirche gehangen hat, dann aber angeblich verschwunden ist.«

Kai Schweigaard hatte einen Bogen Papier in die Maschine gespannt, stand dann aber auf, ohne die Antwort begonnen zu haben.

Gedanken und Erinnerungen bestürmten ihn heute unablässig.

Astrid.

Als sie und ihr Bruder konfirmiert wurden, zeigte sie die kühnste Denkweise von allen Konfirmanden. Tarald war auch eifrig dabei, aber er war einer von denen, die die Hand hoben, ohne die Antwort zu wissen. Eine mühsame Jugend hatte er, dieser Tarald. Immer auf der Jagd danach, gemocht zu werden. Etwas jäh von Gemüt wie alle auf Hekne. Erbsohn, aber nicht aus dem Holz geschnitzt, das es als Hofeigner brauchte. Privileg und Fluch des ältesten

Sohnes. Tarald begriff nur, was er sehen, anfassen und erklären konnte. Astrid hingegen interessierte sich für das Unsichtbare. An eine Frage erinnerte er sich besonders. Eigentlich waren es sogar zwei.

»Stimmt es, Herr Pfarrer, dass die Seele mit der Zeit alt wird? Und stimmt es, dass sie nicht mit uns stirbt?«

Die anderen Konfirmanden saßen mucksmäuschenstill da. Es gab in diesem Unterricht nie Unruhe, der Volksschullehrer hatte den Kindern eingeschärft, fein still zu sein, wenn sie beim Pfarrer lernten.

»Hmaja«, hatte Kai Schweigaard gesagt, »schwierig. Die Frage ist, hat die Seele überhaupt ein Alter. Und die Juden zum Beispiel unterscheiden nicht zwischen Seele und Körper. Wer tot ist, ist tot.«

»Aber wenn mir müssen sterben – ist es so, dass sie hinterher irgendwo herumfliegt?«

Schweigaard musste sich an der Nasenwurzel kratzen, um eine brauchbare Kunstpause hinzubekommen.

»Wenn wir vom ewigen Leben reden«, sagte er, »müssen wir anders denken. Vielleicht gibt es etwas, das wir nicht so begreifen können, wie wir die Welt um uns herum begreifen. Vielleicht gibt es einen Ort, einen Zustand, wo die Zeit nicht existiert.«

»Diese Seele«, fuhr Astrid fort, »wenn die kein Alter hat, kann sie auch keine Wirkung auf uns haben, sonst würden mir uns immer gleich aufführen, als Kleinkinder, Erwachsene und Alte, oder?«

Allmählich begannen die anderen Konfirmanden, Blicke zu wechseln.

»Und wo geht sie hin, diese Seele? Wenn sie wirklich in den Himmel kommt, muss sie doch irgendwo sein? Sonst kann sie am Jüngsten Tag nicht gerichtet werden? Sie muss

mit im Grab sein, oder drauß zwischen die Leut, irgendwo.«

»Ich weiß wirklich nicht, wohin die Seele reist«, sagte Kai Schweigaard. »Mit dem Tod fängt etwas an, das wir nicht mit üblichen Regeln erklären können. Und ich glaube, im Himmel hat alles eine ganz andere Form: ein Zustand, von dem wir nichts wissen. Wenn jemand stirbt, sagen wir ja, *er hat das Zeitliche gesegnet*. Das heißt, er ist von der Zeit befreit oder steht jetzt außerhalb der Zeit.«

»Und das ham die sich ausdenkt, wo die Bibel geschrieben ham?«

»Ja, haben sie. Also, ich glaube, die Seele wird nicht alt. Sie *ist* einfach. Sie *ist* wir, unser ganzes Wir, von der Geburt an, bis wir sterben. Sie *ist* einfach. Ganz und gar außerhalb der Zeit.«

»Ja«, sagte seine junge Konfirmandin, »so denke ich mir das auch.«

Von jeder anderen hätte das frech geklungen, altklug und anmaßend. Aber sie sagte es nicht laut, sondern murmelte es still vor sich hin, als ob sie ein wenig Hilfe für eine Rechenaufgabe bekommen hätte und jetzt sagen könnte: Schau, jetzt geht es auf.

Nein, er musste jetzt tätig werden. Aus einer Schublade nahm Kai eine Karte mit Plänen, die für die Zukunft des Dorfes entscheidend sein konnten. Ein Beschluss musste getroffen werden, schon morgen.

Auf dieser Karte verlief ein dünner Bleistiftstrich in geschlängelten Linien von den obersten Höfen des Dorfs bergauf, dann hinunter in ein enges Flusstal, mit einer plötzlichen Kurve über die Breia, um dann am anderen Ufer sanft emporzusteigen.

Diesen Strich hatte Jehans in die Karte gezeichnet. All seine Unternehmungslust, all sein Wissen lag darin, und Kai ahnte, dass Kristine hinter ihm gestanden hatte, die Hände in die Seiten gestützt. Das war der geplante Verlauf eines Fahrwegs zu den Almen, eine kühne, große Unternehmung, die einem der großen Probleme ein Ende bereiten konnte, mit dem die Leute hier seit ewigen Zeiten zu ringen hatten – die fehlende Verbindung zu den schier endlosen Weiden und Möglichkeiten zur Nahrungserzeugung, die das Gebirge zu bieten hatte.

Der Kern des Ganzen war wieder einmal – ohne dass dahinter ein exakter Plan gestanden hätte – Kristines Molkerei. Was sie im Jahre 1910 voller Eigensinn und Aufsässigkeit begonnen hatte, ein schwankendes Brettergebäude mit rissigen Treibriemen, war bis heute mehrfach überarbeitet worden. 1926 hatte das Dorf eine befahrbare Verbindung ins Tal nach Fåvang erhalten, und im selben Jahr hatte Butangen sein erstes Automobil gesehen, einen roten Lieferwagen, einen *Reo Speed Wagon* mit selbst gezimmerter Ladefläche. Er gehörte der Molkerei. Mit ihm wurde die Milch von den Höfen geholt, wurden Butter und Käse hinunter nach Fåvang und Einkäufe von dort heraufgebracht.

Eines hatte Kristine nicht bedacht: Kam ein Lieferwagen die Fahrstraße entlang, wollte immer jemand mitfahren. Ging die Fahrt zur Zugstation, was bislang einen ganzen Tag gedauert hatte, wollten noch mehr Leute mitfahren, und sie waren bereit, ein wenig dafür zu zahlen. Auch würden sie fragen, wann es wieder zurückging, damit sie rechtzeitig wieder zur Stelle waren. Jon Moss, ein wortkarger, aber pünktlicher Junge aus dem Dorf wurde als Fahrer angestellt. Damit hatte Butangen nicht nur eine

Verbindung zur Umwelt erhalten, sondern auch eine tägliche Routine, und jetzt mussten nicht mehr nur die Schulkinder sich nach der Uhrzeit richten, denn der Reo fuhr auch die Milchrampen zu festen Zeiten an.

Kristine hatte allerdings nicht geahnt, dass der Lieferwagen so viel Instandhaltungsarbeit benötigen würde. Tatsächlich musste Jehans sich jede zweite Nacht im Schein einer aufgehängten Glühbirne über den Motor beugen. Für das Modell hatten sie sich nicht zuletzt entschieden, weil ein Reparaturhandbuch gleich mitgeliefert wurde. Erst nach dem Kauf entdeckte Jehans, dass das Buch ziemlich zerlesen und voller schwarzer Fingerabdrücke war, und bald musste er erkennen, dass das sowohl ein gutes als auch ein durchaus weniger gutes Zeichen sein konnte.

Denn der Reo *musste* fahren. Schließlich war er das Milchauto. Ohne ihn wurde die Milch sauer, ohne ihn stockte alles.

Ach und übrigens, wenn es schneite, konnte man dann einen Schneepflug vorne anbringen?

Schon gingen Wetten um, wer den ersten Pkw kaufen würde, und wer auf Ole Asmund Gildevollen setzte, der gewann. Leider geriet er in seinem Eifer an einen vernachlässigten Chevrolet, der eine dicke blaue Rauchfahne hinter sich herzog. Zwar roch sie gut, und Gildevollen dachte, dann ist ja alles gut und der Rauch gehört ebenso zu den neuen Zeiten wie Telefonmasten und Elektroleitungen, aber natürlich endete es bald mit einem Kolbenfresser, und Jehans bekam noch mehr zu tun. Er baute einen Unterstand, um die Reparaturen vor Regen geschützt vornehmen zu können, an die einzige Wand hängte er Werkzeuge und Schläuche. Die Autos brauchten Treibstoff, also brachte der Reo immer häufiger von Fåvang Benzinfässer auf

der Ladefläche mit, wie ein Zugtier, das sein eigenes Wasser und das der anderen transportiert. Die Fässer waren rot und weiß gestreift, mit einem schönen geflügelten Pferd verziert, und bald wurde eine Handpumpe mit Zählwerk angeschafft. Rasch bekam der Unterstand noch die drei fehlenden Wände, und siehe da, schon verfügte das Dorf über Tankstelle, Autowerkstatt, Schneepflug und Omnibus.

Schweigaard hatte immer gefunden, dass der Verkaufsraum der Molkerei eng und unübersichtlich war. Milchprodukte, Zucker und Tabak standen dort Seite an Seite mit Mausefallen, Seilen und Patronen. Irgendwann beschloss Kristine, Abhilfe zu schaffen. Schon im Jahr darauf war die Flößerwitwe, die Kristine bei Eröffnung der Molkerei angestellt hatte, Geschäftsführerin eines Landhandels mit großen Fenstern, Reklameplakaten und einer Glocke an der Tür. Astrid fungierte als Laufmädchen, seit sie acht Jahre alt war, und beide bedienten die Kunden hinter einem langen Tresen mit weißer Waage und Kaffeemühle. Als die Flößerwitwe eines Sommers eine halbe Kiste Bananen ergatterte, bewirkte das ein solches Aufsehen, dass die Leute den Landhandel flugs in *Kolonialwarenladen* umbenannten.

Das Geschäft lief ganz gut, doch im Laufe der 30er Jahre kamen immer mehr Leute nur zum Plaudern in den Laden, ohne die Mittel, etwas zu kaufen. Kai Schweigaard beobachtete genau, wer von seinen Gemeindemitgliedern in Armut geriet, und bald musste er erkennen, dass es zeit seines Lebens noch nie so schlecht gestanden hatte. Die Börsenkräche in Amerika und Deutschland wirkten sich sogar an einem so abgelegenen Ort wie Butangen aus. Im Lauf der letzten drei Jahre waren sechs Höfe unter den

Hammer gekommen, eine Familie nach der anderen verarmte. Die Höfe konnten sich nicht mehr selbst ernähren, alles musste mit Geld bezahlt werden, und für die Leute von Butangen fühlte es sich an, als führe die Straße nach Fåvang immer nur bergab, nie wieder bergauf, denn sie hatten kaum etwas zu bieten, das man da unten haben wollte.

Aber ein Fahrweg ins Gebirge würde neue Hoffnung bedeuten. Man würde genügend Winterfutter herunterbringen können, so dass die Kühe im Frühling nicht mehr halbverhungert aus den Ställen stolperten. Das Problem war nur, der Bau eines solchen Fahrwegs galt als unmöglich, das Gelände war viel zu schroff und zu steil. Darum wollten manche Hofeigner die Zeit lieber regelrecht zurückdrehen. Bei einer Versammlung, die eigentlich der Vorbereitung des Nationaltags am 17. Mai galt, brachte einer die Idee aufs Tapet, die alte Methode der Winteralmwirtschaft wieder aufzunehmen. Aber da stand Kristine auf.

»Winteralmen? Das ist doch völlig überholt. Mir brauchen den neuen Fahrweg! Mir brauchen mehr Küh, mehr Milch, mehr Handel! Mir wissen doch alle, die Bergweiden helfen uns aus der Misere. Ihr Männer müsst aufhören mit Jammern und Klagen. Bauen müsst ihr! Mir brauchen eine Straßenbauvereinigung!«

Empörte Aufschreie gab es nicht, aber reichlich halb verhöhlenes Kopfschütteln.

Da stand Jehans auf und räusperte sich, beklommen, weil er mal wieder mit einem unerhörten Vorschlag ankam.

»Nitroglyzerin, das ist die Lösung«, sagte er. »Es ist teuer, aber hundertmal stärker als Schießpulver. Mir ham die

ganze Zeit gedacht, der neue Fahrweg soll genau dahin, wo der alte verläuft. Nein, sondern über die Hänge am Fluss. Mir müssen da unten eine Brücke bauen.«

Jetzt gab es einen Tumult. Die Steilhänge? Da kam doch nicht mal ein Marder durch. Am Ende wurden Jehans und der Hofeigner von Fugleslåa – auf eigenes Risiko und Rechnung, wohlgemerkt! – bevollmächtigt, den Verlauf festzulegen, zu fällen, was gefällt werden musste, und zu messen, was gemessen werden konnte, um den Bedarf an Sprengstoff, Zement und Arbeitsstunden zu berechnen.

Vor diesen Berechnungen saß Kai Schweigaard jetzt. Alles säuberlich aufgeführt, mit 15 Prozent Zuschlag für Unvorhergesehenes, in einer Handschrift, an deren kindliche Version er sich noch gut erinnerte. Jehans war der Mann des Karopapiers. Nach vieljähriger Arbeit mit den Wasserkraftwerken im Tal verfügte er über die nötigen Zertifikate und war mit Dynamitstangen und Schießbaumwolle vertraut. Aber wie überall in Norwegen waren die Bauern ebenso widerständig wie ihr Land. Morgen sollten sich fünfundzwanzig Mann hier versammeln und entscheiden, was aus den Plänen eines Fahrwegs auf die Almen werden sollte. Schweigaard hatte Stimmrecht, da der Pfarrhof über eine eigene Alm verfügte, und als Hausherr und Gastgeber – auch eines Imbisses – sollte er die Versammlung leiten.

Eine Position, die ihm ausgesprochen recht war.

Er sah sich gern – und zwar lieber, als er es zugeben mochte, und für andere deutlicher erkennbar, als er ahnte – als Vormund des Dorfs, als Landesvater dieses kleinen Reiches jenseits der Løsnesmoore. Sehnsüchtig dachte er an die Jahre, da er der einzige Vertreter der Zivilisation in

Butangen war und tagtäglich Entscheidungen über Kleines wie Großes treffen, als absoluter Herrscher in der Einöde schalten und walten konnte. Es war seine Bestimmung, sie alle in die Moderne zu führen. Es musste ihm morgen gelingen. Keine Versprecher, keine Erinnerungslücken, kein Rückfall ins Jahr 1880.